

Ines Weber

„Geht Vaters Karriere immer vor?“

Eheliche Beziehungsweisen in den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts

◆ Partnerschaftlichkeit und Gleichberechtigung in der Ehe sind zwar nicht erst Errungenschaften des 20. Jahrhunderts, dennoch stellten sich durch den gesellschaftlichen Wandel nach dem Zweiten Weltkrieg die Fragen, wie Frauen und Männer ihre neuen Rollen in der Ehe im Ausgleich von Individualität und Partnerschaft finden und gestalten, wie Seelsorger sie dabei begleiten und beraten und wie die Theologien gesellschaftliche Entwicklungen vor dem Hintergrund christlicher Grundwerte kritisch prüfen sollen. Die Autorin dokumentiert Antworten auf diese Fragen in theologischer Literatur und kirchlichen Zeitschriften der 1960er-Jahre. (Redaktion)

Mit dem programmatischen Titel „Geht Vaters Karriere immer vor?“¹ erschien 1965 in der katholischen Hausfrauen- und Mütterzeitschrift *Frau und Mutter* ein Aufsatz, der auf ganz eigene Weise die damals veränderten Beziehungsweisen von Mann und Frau innerhalb von Ehe und Familie zum Ausdruck brachte. Worum ging es? Die Autorin Maria Liepelt kritisierte, dass verschiedene Väter – ungeachtet des Wohls von Frau und Kindern – einzig nach ihren persönlichen Interessen ihr berufliches Leben und damit auch das ihrer Familien gestalteten. Ein Vater beispielsweise kündigte Hals über Kopf seinen Arbeitsplatz, obwohl er noch keine neue Anstellung hatte, weil er sich „mit seinem Chef“ überworfen und es zugleich „nie gelernt hat, sein ‚Temperament‘ (zu deutsch: Jähzorn) zu zügeln“². Weil sich aber kein neuer Arbeitsplatz in der Nähe einstellte und ein „Kanossagang“ zum ehemaligen Chef für den Mann ausgeschlossen war,

musste die Familie 400 km weit wegziehen; „keine Verwandten und Freunde“ in der Nähe – am Ende scheiterte sogar das Kind, das sich in der alten Heimat endlich nach jahrelangem Ringen in der Schule zurecht gefunden hatte. Es erwarb „nicht einmal die mittlere Reife“³. In einem anderen Fall bestand der Vater ebenfalls auf einen Umzug, weil sich ihm „unverhofft die Chance bot, Oberstudiendirektor an einem 100 km entfernten Gymnasium zu werden“, und das obwohl sich die Familie nach erheblichen „Konsumeinschränkungen“ im neuen „Eigenheim“ auf dem Land endlich eingelebt hatte.⁴

Ein solches Verhalten der Familienväter galt sowohl angesichts der damaligen gesellschaftlichen Gegebenheiten – des im Grundgesetz von 1949 in Artikel 3 Absatz 2 neu verankerten Gleichheitsgrundsatzes von Mann und Frau, der Emanzipationsbestrebungen der Frau sowie ihrer neuen

¹ Maria Liepelt, Geht Vaters Karriere immer vor?, in: *Frau und Mutter* 10 (1965), 12 f.

² Ebd., 12.

³ Ebd.

⁴ Ebd.

Rolle in der Gesellschaft – als auch aufgrund des sich wandelnden christlichen Eheideals als nicht mehr zeitgemäß. Stattdessen sollte „das Karrierestreben eines verheirateten Mannes an den Grenzen des wahren Familienwohls“ enden, zumal auch die Frau nach Heirat und Geburt der Kinder „auf die ihr [...] sehr zuträgliche und wichtige Berufsatmosphäre ganz oder für lange Zeit“ verzichtete.⁵

1 Ehe als Liebesgemeinschaft

Im Hintergrund dieser Überlegungen stand jenes Ehe- bzw. Partnerschaftsmodell, dessen Neuausrichtung sich bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts herauskristallisiert hatte, aber erst nach Ende des Zweiten Weltkrieges vollends an Dynamik aufnahm. In seinen Grundlinien vom II. Vatikanischen Konzil in der Konstitution *Gaudium et Spes* lehramtlich besiegelt,⁶ wurde es in der Folgezeit sowohl in der theologisch-wissenschaftlichen Literatur als auch in pastoralen Handbüchern weiter entfaltet sowie in verschiedenen Zeitschriften dem breiteren katholischen Publikum nahe gebracht.⁷ Folglich war die eingangs genannte Meinung kein Einzelfall, sondern sie lässt sich katholischerseits in verschiedenen Literaturgattungen nachweisen.

So stellte kein geringerer als der bedeutende Moraltheologe Bernhard Häring in einer elfteiligen Artikelserie im Jahrgang 1967 in der eingangs bereits genannten Zeitschrift *Frau und Mutter* „Die Christliche Ehe“ in ihren sakramententheologischen Grundzügen sowie die daraus abzuleitenden Folgen für eine gute Paarbeziehung dar, um sie für jedermann – in diesem Fall für jedefrau – verständlich als Handlungswissen zu vermitteln. Weil die Ehe das Verhältnis Gottes und damit seine Liebe zum Menschen spiegelte, so seine Argumentation, stiftete sie als Sakrament eine „unauflösliche Heilsgemeinschaft zwischen den Gatten“, innerhalb deren die Liebe der Gatten an erster Stelle stehen musste.⁹ Um an dieser „schöpferischen Liebe Gottes“ auf Erden mitzuwirken, müssten die Gatten „sich selbstlos lieben“.¹⁰ Diese selbstlose Liebe jedoch war in den Augen der damaligen Autorinnen und Autoren nicht mit einer selbstverräterischen Liebe gleichzusetzen. Und sie wurde weder auf die geschlechtliche Liebe beschränkt noch als eine „übernatürliche Liebe“ überhöht. Stattdessen handelte es sich um eine Liebe, die das „Gattenverhältnis“ „herzlich, gütig, dankbar oder doch wenigstens barmherzig verzeihend und verstehend zu gestalten“ vermochte,¹¹

⁵ Ebd., 13.

⁶ Vgl. P. Dr. David SJ, Neue Akzente der kirchlichen Ehelehre, in: *Frau und Mutter* 6 (1966), 259–261.

⁷ Beispielhaft wurden hier das Handbuch für Pastoraltheologie und die 1960er-Jahre der Zeitschriften *Die christliche Frau* und *Frau und Mutter* ausgewertet.

⁸ Bernhard Häring, Der Christ und die Ehe. Ehe als Heilsgemeinschaft, in: *Frau und Mutter* 1 (1961), 6f., hier 6.

⁹ Ders., Der Christ und die Ehe. IV. Folge. Das größte in der Ehe ist die Liebe, in: *Frau und Mutter* 4 (1961), 84f.; vgl. Marianne Uhl, Frau und Kirche, in: *Die christliche Frau* 53 (1964), 65–73, hier 69.

¹⁰ Bernhard Häring, Ehe als Heilsgemeinschaft (s. Anm. 8), 6; vgl. Marianne Uhl, Frau und Kirche (s. Anm. 9), 69.

¹¹ Bernhard Häring, Das größte in der Ehe ist die Liebe (s. Anm. 9), 85.

die zärtlich, ehrfürchtig und innig sein sollte.¹² Weil zudem Mann und Frau laut dem Schöpfungsbericht von Gott gleichwertig geschaffen waren,¹³ käme der Frau die „gleiche Menschenwürde“¹⁴ zu wie dem Mann und die „Personwürde“ der Frau „als Mensch und Christ“¹⁵ stünde der des Mannes in nichts nach. Folglich müssten die Gatten in Ehe- und Familienfragen „gleichberechtigt“ sein.¹⁶

Damit aber hatte das Eheverständnis und das Gattenverhältnis in den Augen der Zeitgenossen „innerhalb der letzten 30 Jahre“ „einen gewaltigen Wandel“ erlebt,¹⁷ und zwar von „der patriarchalischen zur partnerschaftlichen Ehe“.¹⁸ Nicht mehr die Zeugung von Nachkommen, so wie es im damals noch geltenden Kirchenrecht von 1917 niedergelegt war, rangierte an erster Stelle, sondern die gegenseitige Gattenliebe, aus der heraus erst die Hinordnung auf Nachkommen resultierte.¹⁹ Fortan stand das Paar im Mittelpunkt. Die „Vorherrschaft des Mannes, des Hausvaters über die Familie, die wirtschaftlich weitgehend von ihm abhängig war“²⁰, war damit der Partnerschaft und Gleichberechtigung

gewichen. Man hatte den zuvor herrschenden Zustand der Über- bzw. Unterordnung von Mann und Frau christlicherseits lange Jahre „ideologisiert“, so Walter Dirks in seinem Artikel *Ehe* im Handbuch der Pastoraltheologie, „indem man der Frau, die anthropologisch, biologisch und theologisch fragwürdig, als ‚passiv‘ verstanden wurde, eine besondere Affinität zur Offenbarung zuschrieb, die den ‚empfangenden‘ Menschen voraussetzt. Die Theologie des ‚Volkes Gottes‘ [...] u. die gesellschaftl. Entwicklung stellen dieses Verhältnis allmählich in Frage.“²¹ Folglich war nun gegenseitige Rücksichtnahme genauso geboten wie jeder Partner in Ehe- und Familienfragen die gleichen Rechte und Pflichten haben musste.

Die Wahrnehmung der damaligen Autorinnen und Autoren spiegelt damit eine Sichtweise wider, die sich zum Teil noch bis in die aktuelle Forschungsliteratur des 21. Jahrhunderts zieht: dass es nämlich die Kirche war, welche die Über- bzw. Unterordnung von Mann und Frau in der Ehe über die Jahrhunderte zementiert hatte und dass ein Wandel zu einem part-

¹² Vgl. Bernhard Häring, Zärtlichkeit und Enthaltensamkeit, in: *Frau und Mutter* 7 (1961), 158–160, hier 159.

¹³ Vgl. Franz Böckle, Die Ehe als Vollzug der Kirche, in: *Franz Xaver Arnold u. a. (Hg.), Handbuch der Pastoraltheologie*. Bd. 4, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 1969, 17–94, hier 18 f.; vgl. Marianne Uhl, *Frau und Kirche* (s. Anm. 9), 70.

¹⁴ August Frotz, Die Frau in der Kirche des Aufbruchs, in: *Die christliche Frau* 53 (1964), 97–107, hier 99.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Marianne Uhl, *Frau und Kirche* (s. Anm. 9), 71; vgl. Walter Dirks, Art. Mann und Frau in der Kirche, in: *Lexikon der Pastoraltheologie* (Handbuch der Pastoraltheologie. Bd. 5), Freiburg i. Br.–Basel–Wien 1972, 321 f., hier 321.

¹⁷ Bernhard Häring, *Ehe als Heilsgemeinschaft* (s. Anm. 8), 6.

¹⁸ Katharina Looz-Corswarem, Fragen Sie Frau Ypsilon. Notizen zur katholischen Eheberatung, in: *Die Christliche Frau* 55 (1966), 88–92, hier 89; vgl. Maria Liepelt, Vom Patriarchen zum Partner, in: *Frau und Mutter* 1 (1969), 34 f.

¹⁹ David, *Neue Akzente der kirchlichen Ehelehre* (s. Anm. 6), 259 f.

²⁰ Katharina Looz-Corswarem, Fragen Sie Frau Ypsilon (s. Anm. 18), 89.

²¹ Walter Dirks, Art. Mann und Frau (s. Anm. 16), 321.

nerschaftlichen Verhältnis der Eheleute überhaupt erst ein Produkt des 20. Jahrhunderts war. Dass dies angesichts der neuesten historischen Forschungen nicht mehr haltbar ist, soll in einem rasanten Durchschritt durch die Kirchengeschichte genauso wie durch die gesellschaftlich-sozialen Umbrüche aufgezeigt werden, die als Gelenkstellen gelten können, da sie zu fundamentalen Änderungen im Verhältnis der Eheleute geführt haben.

2 Gleichheit in der Ehe – Entwicklungslinien in der Christentumsgeschichte

Es mag erstaunlich klingen, aber die grundsätzliche Frage von Gleichheit und Partnerschaft in der Ehe war innerhalb der Geschichte des Christentums im 20. Jahrhundert nicht neu, sondern von Anfang an präsent, jedoch immer nur in der Weise, wie es die gesellschaftlich-kulturellen Gegebenheiten der jeweiligen Epoche zuließen.

Bereits in frühmittelalterlicher Zeit hatte sich in Nordwesteuropa aufgrund des kühlen Klimas, das eine hausnahe Viehwirtschaft erforderte – das Vieh musste im Winter im Stall gehalten werden und die Bewirtschaftung von Haus, Hof, und Feldern konnte nur von Mann und Frau gemeinsam in enger und partnerschaftlicher Kooperation vorgenommen werden –, die gattenzentrierte Kleinfamilie herausgebildet. Die christlichen Autoren reagierten auf diese Verhältnisse innerhalb der kirch-

lich-weltlichen Gesetzgebung mit Normierungen, die eine Gleichbehandlung von Mann und Frau garantieren sollte: Die Frau musste der Eheschließung zustimmen, die Eheleute hatten sich gegenseitig zu achten und zu ehren, eheliche Vergehen wurden geschlechtsunabhängig geahndet und der Frau stand nach dem Tod des Gatten eine Witwenversorgung zu sowie zum Teil auch die Vormundschaft über die Kinder, nicht zuletzt um den Hof allein weiterführen zu können. Begründet wurden diese Normen mit dem alttestamentlichen Schöpfungsbericht und der dort verankerten Gleichordnung von Mann und Frau sowie mit einigen neutestamentlichen Textstellen, die ebenfalls die Gleichheit der Geschlechter betonten.²²

Im Vergleich zur antiken römischen Kultur, wo die Ehe zwar auf dem Konsens der Eheleute beruhte, die Frau jedoch in allen anderen Ehefragen keine Gleichbehandlung erfuhr, sondern, weil sie – wie bis ins 20. Jahrhundert hinein – nicht rechtsfähig war und kaum eigenständig rechtswirksame Handlungen vollziehen konnte,²³ auf das Haus und den Innenbereich verwiesen war, hatte sie unter christlichem Einfluss weiten Spielraum gewonnen.

Grundlegende Änderungen in der Ausdeutung der Rollen waren erst im 19. Jahrhundert zu beobachten, als Wohnen und Arbeiten getrennt wurde, der Mann also – mindestens im großbürgerlichen Kontext – am Morgen ins Büro bzw. ins Kontor ging und die Frau zuhause bei den Kindern blieb.²⁴ Auf dieses neue bürgerliche Familienmodell reagierten die christ-

²² Ines Weber, *Ein Gesetz für Männer und Frauen. Die frühmittelalterliche Ehe zwischen Religion, Gesellschaft und Kultur*. 2. Bde. (Mittelalter-Forschungen 24,1–2), Ostfildern 2008.

²³ Vgl. *Andreas Gestrich / Jens Uwe Krause / Michael Mitterauer, Geschichte der Familie* (Europäische Kulturgeschichte 1), Stuttgart 2003.

²⁴ Ebd.

lichen Autoren mit einer Interpretation des Ideals der Heiligen Familie, das den Mann mit Josef als den treusorgenden Ehemann und Familienvater identifizierte, die Frau mit Maria gleichsetzte, die gütig und ergeben für Haus und Kinder sorgte und das Kind mit dem die Eltern achtenden, sich unterordnenden Jesuskind. Trotz aller Über- und Unterordnung war das wohlwollende und sich gegenseitig achtende Miteinander der Eheleute in dieses Konzept ebenso integriert, ein autoritäres Verhalten des Vaters bzw. Ehemannes war ausgeschlossen.²⁵ Gleichzeitig jedoch wurde dieses Familienideal für alle katholischen Schichten normgebend, also auch im ländlichen Kontext sowie bei den Handwerker- und Arbeiterfamilien, obwohl sich die Wirtschaftsweisen dort gegenüber der vorindustriellen Zeit nicht gewandelt hatten, die Frau also nach wie vor an der ökonomischen Versorgung der Familie beteiligt war.

Ein erneuter Umbruch ist im 20. Jahrhundert nach dem Ende des ersten bzw. zweiten Weltkriegs zu beobachten. Waren es doch schließlich die Frauen gewesen, die mit ihrer Arbeitskraft während und nach dem Krieg Wirtschaft und Gesellschaft aufrecht erhalten hatten und damit in Arbeitsbereiche vorgedrungen waren, die bislang den Männern vorbehalten gewesen waren. Diese „außerhäusliche Beschäftigung der Frau“ war in den Augen der Autorinnen

und Autoren der 1960er-Jahre ein „nicht zu übersehender Faktor“²⁶ genauso wie der „Strukturwandel“²⁷ in Form der „Demokratisierung des öffentlichen Lebens“²⁸, der das Verhältnis der Partner, aber auch aller Familienangehörigen zueinander neu regelte und damit die „Geburtswehen einer neuen Gesellschaft“²⁹ anzeigte. „Mit dem Eintritt in die Arbeitswelt des Mannes wird die Frau *Partnerin* des Mannes.“³⁰ Damit kehrte sich eine Entwicklung um, die das Zueinander von Mann und Frau schon einmal – nämlich in vorindustrieller Zeit – bestimmt hatte.

3 „Liebe sieht den Partner in seiner Einmaligkeit“³¹

Bei allen geschichtlich überkommenen Tendenzen von Gleichheit und Partnerschaft in der Ehe – an dieser Stelle ist der Wahrnehmung der Zeitgenossen der 1960er-Jahre im Hinblick auf eine kirchlicherseits immer geförderte Unterordnung der Frau unter den Mann³² zu widersprechen – stellten die Entwicklungen im 20. Jahrhundert – die Betonung des personalen Charakters der Ehe als Liebesgemeinschaft, beruhend auf einer innigen Gattenliebe, vor allem aber die politisch-rechtlichen Veränderungen in Form der demokratischen Gleichstellung beider Geschlechter im Grundgesetz sowie der Rückkehr der

²⁵ Christian Handschuh, Die wahre Aufklärung durch Jesum Christum. Religiöse Welt- und Gegenwartskonstruktion in der Katholischen Spätaufklärung (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 81), Stuttgart 2014, 134 f.

²⁶ Marianne Uhl, Frau und Kirche (s. Anm. 9), 70.

²⁷ Ebd., 65.

²⁸ Katharina Looz-Corswarem, Fragen Sie Frau Ypsilon (s. Anm. 18), 89.

²⁹ Marianne Uhl, Frau und Kirche (s. Anm. 9), 66.

³⁰ Ebd., 68.

³¹ Ebd., 69.

³² Vgl. oben S. 3 f.

Frau ins Berufsleben bzw. der Eintritt der Frau in bislang von Männern besetzten Arbeitsbereiche – so fundamentale und damit noch nie dagewesene Neuerungen dar, die Konsequenzen für die Ausgestaltung der Beziehung der Gatten zueinander haben mussten, und zwar sowohl im Innenverhältnis der Ehepartner, in ihrer Rolle als Eheleute und – wenn eingetreten – als Eltern, als auch im Außenverhältnis, im Auftreten der Partner als Christen in der Welt. Die Frau durfte nicht als „Weib“, „als pures Geschlechtswesen“ angesehen, sondern musste als Person in ihrer ganzen durch Gott geschaffenen Würde betrachtet werden. Taten „der Mann oder die Frau“ das nicht, so fiel er bzw. sie „aus dem Bereich des Humanen heraus; er ‚liebt‘ nicht mehr, sondern lässt sich hinreißen von der reinen Begierde.“³³ Insofern musste es erklärtes Ziel sein, die „personale Selbstständigkeit und echte Verantwortung der Frau stärker“³⁴ zu berücksichtigen.

a) Neue Rollenbilder – neue Selbstdefinitionen

Vor dem Hintergrund welches Geschlechterbildes bzw. welches Rollenverständnisses sich ein solcher Wandel jedoch vollziehen sollte, war Mitte der 1960er-Jahre noch keineswegs klar, denn „ein neues Frauenbild ist noch nicht gewonnen“³⁵. „Die Frau ist unsicher geworden.“ „Sie hat die pa-

triarchalische Welt zurückgelassen, aber noch keinen neuen Standort gefunden.“³⁶ Zeitgemäße Bilder mussten überhaupt erst entworfen und ausgestaltet, die Rollen neu definiert werden. Diese Herausforderungen aber mussten „von der Frau selbst gelöst werden“³⁷. Sie war es, die das „konkrete Leitbild selber schaffen“ sollte. Die „Kirche nimmt ihr die Aufgabe nicht ab.“ Dem Mann war selbiges beschieden. Auch er musste – in den Augen einzelner Autoren sogar zuerst – seine Rolle neu definieren, um so seine „Aufgabe in der Welt als spezifisch christliche Aufgabe anzunehmen“.³⁸

Von welchem Standpunkt aus sollte das geschehen? „Mit den Augen des Mannes oder der Frau?“³⁹ Eine solche Frage war mehr als berechtigt, insofern Mann und Frau zwar das gleiche Ziel haben sollten, ihre Startpunkte aber waren sehr verschiedenen. Die Frau, die in den Augen der Autorinnen und Autoren der 1960er-Jahre bislang an die Unterordnung gewöhnt war, musste – um diese Rolle aktiv anzunehmen – massiv in ihrem Gleichberechtigungs- und Unabhängigkeitsbestreben bestärkt werden. Denn: „Die Frauen sind selbst oft Verächter der Emanzipation, obwohl ihr das eigene Selbstverständnis nicht vom Manne geschenkt werden kann – es muß aus ihrem eigenen Innern kommen.“⁴⁰ Der Mann hingegen musste in seinem Bestreben, die Frau als gleichwertige Partnerin anzuerkennen, große Teile seiner bishe-

³³ Robert Grosche, Theologie der Ehe, in: *Katholisches Zentralinstitut für Ehe- und Familienfragen* (Hg.), *Ehe und Familie heute*, Köln 1966, 51–92, hier 64.

³⁴ W. Wiesen, Bietet die kirchliche Situation der Gegenwart neue Ansätze zur beruflichen Mitarbeit der Frau im Bereich der Seelsorge?, in: *Die christliche Frau* 54 (1965), 65–74, hier 69.

³⁵ Marianne Uhl, *Frau und Kirche* (s. Anm. 9), 73.

³⁶ Ebd., 65.

³⁷ Ebd., 70.

³⁸ Ebd., 72.

³⁹ Ebd., 70.

⁴⁰ Ebd., 69.

rigen „Freiheits- und Spielräume“, welche durch die „Emanzipation der Frau“ zu Recht eingeschränkt wurden,⁴¹ aufgeben und „von seinen Rollenansprüchen“⁴², die er bislang für sich reklamiert hatte, abrücken. Ein „wahres Gleichgewicht des Mannes u. der Frau in der Kirche“ war nur zu erreichen, wenn Mann und Frau „die Geschlechterrollen in gemeinsamer Arbeit an gemeinsamen Aufgaben auf Menschlichkeit u. Christlichkeit hin relativieren.“⁴³

Um das sachgerecht tun zu können, hatten sie sich zum einen „über veraltete Leitbilder und Fehldeutungen“ hinwegzusetzen.⁴⁴ Zum anderen galt es, die eigene „Lebensgeschichte“, den „ganzen Prozeß der Selbstwerdung u. der Sozialisation“ mit zu berücksichtigen.⁴⁵ Denn: „*Psychologisch* ist die Ehe eine von der jeweiligen Persönlichkeit des Mannes u. der Frau geprägte Beziehung, in welcher alle Dimensionen des Menschlichen ins Spiel kommen (bewußte, emotionale, sexuelle, geistige, die Bereiche der Werte, des Glaubens, der Arbeit, des Wohnens, des Eigentums usw.).“⁴⁶ Weil sich also die individuelle Prägung auf die Gestaltung der ehelichen Beziehung auswirkte, mussten beide, Mann und Frau, Änderungen „ihrer eigenen Einstellungen vornehmen“⁴⁷ um jene durch Erziehung verinnerlichten elterlichen und großelterli-

chen Ideale, die nicht mehr mit dem neuen Partnerschaftsideal übereinstimmten, endgültig abzulegen.

Gleichzeitig aber durfte, sollte und musste die Individualität nicht nur gewahrt, sondern darüber hinaus gefördert werden. „Jeder Mensch ist immer dieser Mann oder diese Frau mit bestimmten Anlagen, Kräften, Mängeln und Vorzügen.“ Und demnach hieß „Treue in der Ehe“ auch „Treue zum eigenen Sein.“ Nur wer „treu“ „zum eigenen Wesen, zur eigenen Individualität“ stand, konnte auch verantwortet eheliche Partnerschaft leben.⁴⁸ „Der heutige Mensch“ fühlte sich schließlich „nicht mehr primär *als Glied* einer Gemeinschaft, sondern bewußt als *Individuum*“,⁴⁹ so dass auch die Frau an der wirklichen „Entfaltung eigener Fähigkeiten“ arbeiten sollte.⁵⁰

Nirgendwo so deutlich wie hier dürfte die diesem Themenheft zugrunde liegende Fragestellung der Individualisierung von Sozialbeziehungen auch für die 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts einschließlich der damit verbundenen Schwierigkeiten und Herausforderungen für den Einzelnen zum Ausdruck kommen. Denn: „Wir‘, Du‘, Ich‘ sind Grundworte der Ehe“,⁵¹ die gleichberechtigt nebeneinander standen. So war zwar Partnerschaft „eine Zweierheit“⁵² und diente „der gegenseitigen Er-

⁴¹ R. Ostermann, Art. Männerseelsorge, in: Lexikon der Pastoraltheologie (Handbuch der Pastoraltheologie. Bd. 5), Freiburg i. Br.–Basel–Wien 1972, 321 f., hier 321.

⁴² Walter Dirks, Art. Mann und Frau (s. Anm. 16), 321.

⁴³ Ebd.

⁴⁴ Marianne Uhl, Frau und Kirche (s. Anm. 9), 65.

⁴⁵ Joseph Duss-von Werdt, Art. Ehe, in: Lexikon der Pastoraltheologie (Handbuch der Pastoraltheologie. Bd. 5), Freiburg i. Br.–Basel–Wien 1972, 97–100, hier 97.

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ R. Ostermann, Art. Männerseelsorge (s. Anm. 41), 322.

⁴⁸ Franz Böckle, Die Ehe als Vollzug der Kirche (s. Anm. 13), 47.

⁴⁹ Ebd., 46.

⁵⁰ Marianne Uhl, Frau und Kirche (s. Anm. 9), 70.

⁵¹ Franz Böckle, Die Ehe als Vollzug der Kirche (s. Anm. 13), 47.

⁵² Marianne Uhl, Frau und Kirche (s. Anm. 9), 68.

gänzung zum vollen Menschsein⁵³, die letztlich „auf Vollendung zielt.“⁵⁴ Aber diese Vollendung war keineswegs nur auf die des Paares beschränkt, sondern sollte jeden Einzelnen für sich, auch unter Mithilfe des anderen erfassen. Denn die Ehe hatte als Sakrament im Kontext der Gottesbeziehung auch „eine priesterliche Funktion“⁵⁵. Demnach durfte das eheliche Zusammenleben genauso wenig zu kurz kommen wie die Person der einzelnen Gatten mit ihrem je eigenen Naturell, den eigenen Begabungen und Talenten sowie den eigenen Sehnsüchten.

Ob das gelang, ob jeder die „Verantwortung für sich selbst zu übernehmen und zu tragen“⁵⁶ geneigt war, verbunden mit der Herausforderung, „den Andern ganz an[zu]nehmen und dem Andern ganz sich an[zu]vertrauen“⁵⁷, eben nicht nur bei den individuellen Wünschen und beim Wollen stehen zu bleiben, dem Partner gar seine eigenen Rollen, Erwartungen, Frömmigkeit aufzuzwingen,⁵⁸ oder ein so ideales Bild von ihm zu entwerfen, dem er nicht gerecht werden konnte, daran bemaß sich letztlich das Gelingen von Partnerschaft, im Grunde die „Beziehungsfähigkeit der Partner“⁵⁹ selbst.

Erschwerend und gleichzeitig auch Handlungsspielraum erweiternd kam hinzu, dass es für dieses Gelingen bei aller

Verwurzelung innerhalb des katholisch-sakramentalen Ehebildes sowie der ihm zugrunde liegenden Anthropologie keine einheitlichen Lösungen gab, weil es keine Patentrezepte gab.⁶⁰ Insofern sahen sich Mann und Frau vor eine dreifache Herausforderung gestellt, Ich, Du und Wir in der Waage zu halten.

b) Neue Seelsorgemodelle: Männerseelsorge – Frauenseelsorge – gemeinsame Seelsorge

Bei einer solchen persönlich individuellen Ausgestaltung aber ließ die Theologie den einzelnen Christen trotz aller Eigenverantwortung nicht allein. Unterstützung sowie Hilfestellung sollten die entsprechenden Handreichungen, die Zeitschriften, die Angebote der Eheberatung dezidiert nicht verstanden als Beratung nur im Konfliktfall, sondern als ständiges ehebegleitendes Angebot, als „Dienst am Menschen“⁶¹, vor allem aber die Seelsorge bieten, wobei es hier in erster Linie die Männerseelsorge war, die im Fokus stand, weil ihr aufgrund der gesellschaftlichen Wandlungen „neue Maßstäbe“⁶² gesetzt waren. Denn „eine auf die wirkli. Probleme u. Situationen des Lebens antwortende Seelsorge muß aktuell bleiben.“⁶³ Insofern musste eine „realistische Männerseelsorge“ „dem Mann

⁵³ Franz Böckle, Die Ehe als Vollzug der Kirche (s. Anm. 13), 18.

⁵⁴ Marianne Uhl, Frau und Kirche (s. Anm. 9), 68.

⁵⁵ Ebd., 69.

⁵⁶ Franz Böckle, Die Ehe als Vollzug der Kirche (s. Anm. 13), 47.

⁵⁷ Ebd., 46.

⁵⁸ Marianne Uhl, Frau und Kirche (s. Anm. 9), 73.

⁵⁹ Joseph Duss-von Werdt, Art. Ehe (s. Anm. 45), 97.

⁶⁰ Marianne Uhl, Frau und Kirche (s. Anm. 9), 73, 70f.

⁶¹ Katharina Looz-Corswarem, Fragen Sie Frau Ypsilon (s. Anm. 18), 91.

⁶² R. Ostermann, Art. Männerseelsorge (s. Anm. 41), 321.

⁶³ E. Guttling, Art. Frauenseelsorge, in: Lexikon der Pastoraltheologie (Handbuch der Pastoraltheologie. Bd. 5), Freiburg i. Br.–Basel–Wien 1972, 144f., hier 145.

helfen, den Übergang vom patriarchalen Gatten zum gleichberechtigten Ehepartner zu vollziehen u. den Abbau falscher Privilegien anzunehmen.“ „Sie muß ihm deutlich machen, daß er sich in der Ehe um die Liebe seiner Frau bemühen, deren Startgleichheit im berufl. Aufstieg fördern u. entschieden für die Humanisierung der Frau in der Gesellschaft eintreten muß.“ Denn: „Richtig verstandene Männerseelsorge geschieht also auch um der Frau willen.“⁶⁴ Gleichzeitig aber konnten derartige Bemühungen nicht immer nur aufgrund von „getrennten pastoralen Bemühungen um Mann und Frau“ geschehen. Um „die Gleichberechtigung und Ebenbürtigkeit der Geschlechter“ vollends zu erreichen, bedurfte es der Wahrnehmung der „gegenseitigen Komplementarität in dem ganzen Lebensauftrag“ und damit „eines offenen Dialogs“ untereinander.⁶⁵

c) Sinnstiftendes Potenzial der Theologie

Da sich aber gleichzeitig im „Zerrbild der Reklame und im Rollenbild der modernen Soziologie“⁶⁶ Tendenzen zeigten, die Frau erneut auf Heim und Familie festzulegen, war es in den Augen der Autorinnen und Autoren die „Theologie allein“, die sachadäquat reagieren konnte. Stellungnahmen aus dem „soziologischen Bereich“ boten hier „nur Teilantworten“⁶⁷. Ihnen fehlte die Rückkopplung an das vollumfängliche Personsein des Menschen innerhalb

der Gottesbeziehung, an die Gottebenbildlichkeit und der daraus resultierenden Würde des Einzelnen. Insofern durfte sich weder die Institution Kirche noch der/die einzelne Christ/in aus der Verantwortung ziehen. Vielmehr sollte und musste letztere/r durch vorbildliche Lebensweise auf die „Änderung der sozialen Erwartungsvorstellungen“ hinwirken, um so christlich rückgekoppelt zu einem Klima „des Miteinanders und Füreinanders“⁶⁸ beizutragen. Denn: „Mitten in der Veränderlichkeit der pluralistischen Gesellschaft steht die Frau – wie der Mann – als ein mündiger Christ.“⁶⁹ Diese Mündigkeit aber bedeutete nicht nur, die zeitgenössischen Herausforderungen zu adaptieren, sondern auch, sich denselben nicht kritiklos zu überantworten. Vielmehr war es notwendig, die Entwicklungen kritisch vor dem Hintergrund christlicher Grundwerte zu prüfen und gegebenenfalls gegenzusteuern.

4 Fazit

Unter dem Eindruck der veränderten politischen sowie der neuen mentalen Dispositionen und im Hinblick auf den rechtlichen Status von Mann und Frau sahen sich die Autorinnen und Autoren der hier betrachteten 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts herausgefordert, eheliche Beziehungsweisen neu zu definieren, um auf diese Weise auch katholischerseits einen Beitrag zur Neugestaltung der ehelichen Rollen sowie zur

⁶⁴ R. Ostermann, Art. Männerseelsorge (s. Anm. 41), 321.

⁶⁵ Th. Steeman, Die soziologische und theologische Frage nach den Naturständen, in: Franz Xavier Arnold u. a. (Hg.), Handbuch der Pastoraltheologie. Bd. 4, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 1969, 229–241, hier 234.

⁶⁶ Marianne Uhl, Frau und Kirche (s. Anm. 9), 66.

⁶⁷ Ebd., 65.

⁶⁸ Franz Böckle, Die Ehe als Vollzug der Kirche (s. Anm. 13), 18.

⁶⁹ Marianne Uhl, Frau und Kirche (s. Anm. 9), 67, 73.

Weiterführende Literatur:

Einen hervorragenden Überblick über die Entwicklung von Ehe und Familie in der Christentumsgeschichte bietet *Andreas Gestrich / Jens Uwe Krause / Michael Mitterauer*, *Geschichte der Familie* (Europäische Kulturgeschichte 1), Stuttgart 2003.

Ines Weber, *Ein Gesetz für Männer und Frauen. Die frühmittelalterliche Ehe zwischen Religion, Gesellschaft und Kultur*. 2 Bde. (Mittelalter-Forschungen 24,1–2), Ostfildern 2008: Spezialstudie zur Ehe und der Gleichberechtigung von Mann und Frau in ehelichen Fragen im frühmittelalterlichen Christentum ist.

Eine ebensolche Spezialstudie zur Ehe sowie zur Gleichbehandlung von Mann und Frau im späten Mittelalter stellt *Gabriela Signori*, *Von der Paradiesehe zur Gütergemeinschaft. Die Ehe in der mittelalterlichen Lebens- und Vorstellungswelt* (Geschichte und Geschlechter 60), Frankfurt a. M.–New York 2011, dar.

Eine Sammlung von Quellen zum Thema Ehe und Familien von den biblischen Wurzeln bis in die aktuellen Debatten des 21. Jahrhunderts mit Kommentar und methodischen Anregungen zum Einsatz in Schule, Universität und Gemeinde ist seitens der Autorin in Vorbereitung: *Ines Weber*, *Ehe und Familie in der Christentumsgeschichte* [Arbeitstitel], Ostfildern 2016.

„Emanzipierung der Frau“⁷⁰ zu leisten. Gelingend konnte das in ihren Augen jedoch nur geschehen, wenn beide Gatten über

einen guten Selbststand verbunden mit einem liebevollen, rücksichtvollen Blick auf den je anderen Partner verfügten und von hier aus ihre Ehe ausgestalteten. In diesem Sinne hätten die Ehegatten in den eingangs zitierten Beispielen nicht so reagieren dürfen, wie es „99 von 100 Ehepaaren“ damals taten. Statt das Ehe- bzw. Familienleben nach dem Wunsch des Vaters auszurichten, wäre es geboten gewesen, gegen den Mainstream zu handeln, „die Chance“ auf einen attraktiven neuen Arbeitsplatz auf Seiten des Mannes „aus[zu]schlagen und auf eine günstigere Gelegenheit [zu] warten“. Das aber hätte „Mut erfordert“, der den Eheleuten offenbar fehlte. Diesen zu vermitteln, darin sahen die damaligen Autorinnen und Autoren die „bleibende Aufgabe der Pastoraltheologie“. Diese hatte dem Einzelnen „die theologische Sinndeutung der Männlichkeit und der Weiblichkeit“ genauso wie die Deutung der „Lebensentwicklung und der Lebensphasen“ darzubieten,⁷¹ und zwar so, dass der Einzelne es adaptieren und von hier aus sein eheliches und familiäres Leben gestalten konnte. Weil das keine leichte Aufgabe war, ermunterten die Zeitgenossen Mann und Frau dazu, Ehe als „Berufung“ zu leben⁷² und sich dieser Berufung als einem lebenslangen Prozess „des Wachstums und der Entfaltung“⁷³ zu widmen.

Die Autorin: PD Dr. Ines Weber, Ausbildung zur Bankkauffrau, Studium der Katholischen Theologie und der Chemie für das Lehramt der Sekundarstufe II/I an der Westfälischen Wilhelms-Universität Mün-

⁷⁰ Katharina Looz-Corswarem, *Fragen Sie Frau Ypsilon* (s. Anm. 18), 89.

⁷¹ Th. Steeman, *Die soziologische und theologische Frage nach den Naturständen* (s. Anm. 65), 235.

⁷² Marianne Uhl, *Frau und Kirche* (s. Anm. 9), 68.

⁷³ Franz Böckle, *Die Ehe als Vollzug der Kirche* (s. Anm. 13), 44.

ter, 1999 bis 2014 wissenschaftliche Mitarbeiterin bzw. Angestellte am Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Eberhard Karls Universität Tübingen; 2003 Promotion an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Eberhard Karls Universität Tübingen; 2005 bis 2008 Elternzeit; WS 2001/12 und SS 2012 Lehrstuhlvertretung im Fach Mittlere und Neue Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Regensburg; SS 2013 und WS 2013/14 Gastprofessur für Nachwuchswissenschaftlerinnen an der Universität Augsburg; 2014 Habilitation an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Eberhard Karls Universität Tübingen; seit 2014 Lei-

terin des Drittmittelprojektes „Persönlichkeitsbildung an der Hochschule“ an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Eberhard Karls Universität Tübingen; Publikationen: Kann denn Mode katholisch sein? Katholischer Modediskurs und die Modekommission des KDFB, in: Gisela Muschiol (Hg.), *Katholikinnen und Moderne. Katholische Frauenbewegung zwischen Tradition und Emanzipation*, Münster 2003, 143–162; *Mensch und Bibel. Zur Bildung des Herzens in der Katholischen Aufklärung des deutschen Südwestens*, Habilitationsschrift, Tübingen 2014; *Persönlichkeitsbildung an der Hochschule. Ein Curriculum für die Kirchengeschichte* [Arbeitstitel], Ostfildern 2016 [in Vorbereitung].